

Andreas Schlamm

(Sich) aufmachen: Gottes Lockrufe aus dem Lockdown

Impulstag Weiter Horizont im Dekanat Bad Urach, 01.10.21

Licht am Ende des Tunnels

(F2) Dieses surreal anmutende Bild zeigt den **Laerdalstunnel** in Norwegen, mit 24,5 Kilometern der längste Straßentunnel der Welt. So fühlten sich für viele die Monate voller Einschränkungen an. Endlich tasteten wir uns im Juni wieder ins Freie. Das Leben kehrte zurück. Die Leichtigkeit des Sommers fühlte sich gut an. Doch ein mulmiges Gefühl bleibt. Das Virus lauert weiter irgendwo. Wir werden mit ihm leben lernen müssen.

In der Seefahrt dient ein **Echolot** dazu, den Untergrund sichtbar zu machen und wahrzunehmen, was in der Tiefe vor sich geht. Es warnt den Kapitän vor Untiefen oder vor Kollisionen mit Felsen unterhalb der Wasseroberfläche. Genau darum geht es heute. Wir teilen unsere Wahrnehmungen miteinander und versuchen Antworten zu finden, was wir aus der Pandemie für das Zusammenleben unserer „Familie Mensch“ und für die kirchliche Arbeit lernen können. Welche Lockrufe Gottes aus dem Lockdown verspüren wir?

Tektonische Verschiebungen unter der Oberfläche

(F3) Schaut man in die Geistes- und Kulturgeschichte, dann hatten globale Ereignisse wie Pandemien immer eine transformierende Kraft und gaben der Menschheit eine neue Richtung. Aber bei genauerer Betrachtung sind sie **eher Auslöser als Ursache**. Meistens haben sich in den Tiefenschichten menschlicher Kulturen längst fundamental neue Ideen entwickelt, die zum Durchbruch drängen. Mit den Jahreszahlen 1945, 68, 89 oder 2001 verbinden wir Ereignisse, die den Lauf der Geschichte veränderten und jeden Menschen in irgendeiner Weise betrafen.

Wir spüren seit einigen Jahren, dass sich unsere Welt wieder stark verändert - ein komplexes Geschehen auf sehr vielen Ebenen; Prozesse, die in Wechselwirkung zueinanderstehen und die z.T. sogar konträr zueinander verlaufen. **Zukunft entsteht aus vielen Trampelpfaden**. Vielleicht ist es angemessener, nicht mehr von *der einen Zukunft* zu sprechen, sondern nur noch im Plural von *den Zukünften* – so der Titel einer Ausstellung im Kunsthaus Graz in diesem Sommer. Und mittendrin Corona. Die Pandemie hat Prozesse ausgelöst, die sich viele von uns vorher nicht vorstellen konnten. Der ganze Rahmen scheint irgendwie nicht mehr zu passen. Epochale Veränderungen werden von Kultursoziologen als **VUCA-Welt** bezeichnet. Die vier aneinandergereihten Anfangsbuchstaben stehen im Englischen für die Begriffe Volatility, Uncertainty, Complexity und Ambiguity - zu deutsch:

- Volatilität (Schwankungen unterworfen, Flüchtigkeit, Instabilität),
- Unsicherheit bzw. Unberechenbarkeit,
- Komplexität,

- Mehrdeutigkeit bzw. Widersprüchlichkeit.

In den Monaten des Lockdowns waren wir stark auf uns selbst zurückgeworfen. Die **Belastungen waren sehr ungleich verteilt**: Manche erlebten die Einschränkungen als eine Sternstunde der Kreativität, für andere hingegen bedeuteten sie quälender Leerlauf, zerplatzte Chancen und Träume bis hin zu handfesten Existenzsorgen. Manche genossen den plötzlichen Stillstand und verbuchten ihn als Zugewinn an Freiräumen, andere leisteten schier Übermenschliches und waren dabei oft einem hohen Ansteckungsrisiko ausgesetzt. Viele von uns fühlen sich dünnhäutig, geraten schneller an ihre Belastungsgrenze oder sind erschöpft, weil Routinen fehlen. Menschen in prekären Verhältnissen waren überproportional betroffen. Räumliche Enge und fehlende Freizeitaktivitäten führten zu Konflikten und Aggression. Uns allen wurde bewusst, wie **fragil** unser modernes Leben ist, und dass von einem Tag auf den anderen plötzlich alles anders sein kann. Unsere technologische Welt mit ihren auf Funktionalität und Perfektion durchgestylten Abläufen wurde empfindlich gestört, was Angst auslöste und Kontrollverlust nach sich zog. Während wir vorher manchmal wie betäubt durch unsere Tage hetzten, wuchsen ein **neues Bewusstsein für unsere Endlichkeit** und Dankbarkeit für jeden neuen Tag, an dem man gesund blieb. Wir hielten den Atem an, wenn wir die Diagnose Corona bekamen, oder jemand aus unserem Freundeskreis oder der Familie sich mit dem Virus angesteckt hatte. Wir litten, wenn jemand einen schweren Verlauf oder sogar an den Folgen der Infektion verstarb.

Die meisten von uns als Einzelne, aber wir auch gemeinsam als Gesellschaft, gehen angeschlagen, aber in mancherlei Hinsicht sogar **gestärkt und gesegnet aus der Krise** hervor. In einer Zeit der Bedrohung wachsen Kräfte. Ich selbst bin bspw. gelassener geworden; kann besser allein sein. Und vielen wurde bewusst, dass das Handeln des Einzelnen relevant war für das Kollektiv; dass wir mit Zusammenhalt etwas erreichen können. Allerdings liegen Ich- und Wir-Orientierung in unserer Gesellschaft im Wettstreit.

An welchen Stellen hat Corona das Potenzial, unser Denken und Verhalten nachhaltig zu verändern?

(F4) Unsere Welt häutet sich und mit ihr verändert sich die Lebenswirklichkeit für unzählige Menschen. Wir sind live dabei. Dank der Impfmöglichkeit gibt es eine Chance auf eine Normalisierung unseres Lebens. Doch niemand kann seriös prognostizieren, was von Corona bleibt und `das neue Normal` aussieht. Dennoch ein paar Schlaglichter:

- Menschen sind sensibler für ihre Gesundheit geworden und wo sie sich einem **gesundheitlichen Risiko** aussetzen: Beim Gedränge in Bussen und Bahnen etwa, bei kulturellen oder sportlichen **Veranstaltungen** - überall, wo Gruppen in geschlossenen Räumen zusammenkommen. Gleichwohl sehnen wir uns wieder nach unbeschwertem

Events und blicken neidisch nach Dänemark, wo Mitte September aufgrund der hohen Impfquote von 83% alle Einschränkungen aufgehoben werden konnten.

- Das Zuhause als Safe Space und Lebensmittelpunkt hat stark an Bedeutung gewonnen. Dort kann ich Risiken am besten minimieren. Weil so vieles im Fluss ist, wächst der **Wunsch nach Konstanten, Sicherheit, Entschleunigung und nach Well-Being**. Sprachen Trendforscher schon seit einigen Jahren vom *Cocooning*, vom Gemütlich machen in den eigenen vier Wänden, dürfte dessen Bedeutung nochmals gewachsen sein. Die Lust darauf, möglichst viel zu erleben, ist gedämpft – das merken wir auch bei unseren kirchlichen Veranstaltungen. Investitionen in Haus und Garten wachsen, aber auch Kochen und gesunde Ernährung erleben einen Höhenflug.
- Die Veränderungen in der **Arbeitswelt** sind tiefgreifend. Dass Angestellte z.T. durchgehend von zuhause gearbeitet haben, hat nicht zu einem Einbrechen der Leistungsbilanz geführt. Homeoffice bzw. ortsunabhängiges Arbeiten und Videokonferenzen werden einen großen Stellenwert behalten. Dies hat weitreichende Auswirkungen etwa auf den Immobiliensektor, auf Mobilität, auf unsere Zusammenarbeit und die digitale Transformation von Unternehmen. Nicht zuletzt stellt es Führungskräfte vor neue Herausforderungen - zum einen im Hinblick auf eine Kultur des Vertrauens zu Lasten von Kontrollmöglichkeiten, zum anderen im Hinblick auf die Gestaltung von Teamwork. Work-Life-Balance wird an Bedeutung zunehmen und die Position der Arbeitnehmer*innen stärken. Hierarchisch organisierten Unternehmen wird dies einiges abverlangen.
- Der Onlinehandel boomt und setzt den **ortsgebundenen Einzelhandel** weiter unter Druck. Verödete Innenstädte könnten die Folge sein. Wenn wir auch in Zukunft Wert legen auf attraktive Zentren, dann brauchen wir innovative Konzepte. Was aber kaum jemand für möglich gehalten hätte: Die G7 haben sich im Juni nach jahrelangen Diskussionen auf eine **globale Mindeststeuer für Unternehmen** geeinigt! Das ist ein wichtiger Schritt, um die Vorherrschaft der Plattformen zu brechen. Wäre dieser Beschluss ohne Corona möglich geworden?
- Die Krise im **Bildungssystem** hat sich noch einmal deutlich verschärft. Studien zeigen, dass es während der Pandemie kaum Lernfortschritt gab. **Soziale Interaktion** spielt für Heranwachsende eine sehr wesentliche Rolle. Wir werden zum Ich durch das Du und das Wir. Wenn sie sich nicht mit Freunden treffen können, Erlebnisse wie z.B. Sommerferienlager ausfallen, fehlen Impulse für ihre Persönlichkeitsentwicklung. Die junge Generation war stärker belastet als viele Erwachsene, und hat sich dennoch in vorbildlicher Weise solidarisch verhalten.
- Die **Zustimmung zu etwaigen harten politischen Maßnahmen**, die dem Schutz von Klima und Umwelt dienen, hat lt. einer Umfrage der ZEIT während der Pandemie deutlich zugenommen. Selten war die Bereitschaft der Deutschen Veränderungen mitzutragen so groß wie jetzt - allerdings mit Augenmaß.

- Globale Wertschöpfungsketten haben sich als anfällig erwiesen und werden zunehmend ersetzt durch **regionale Wirtschaftskreisläufe**. Diese 'Glokalisierung' ist auch Ausdruck eines nachhaltigeren Lebensstils.

Not macht erfinderisch – auch die Kirche

(F5) Der Lockdown hat auch unsere gewohnten **Prozesse jäh unterbrochen**. Präsenzgottesdienste konnten lange nicht stattfinden; Veranstaltungen in geschlossenen Räumen sind bis heute eingeschränkt und damit eben auch alle Arten von Gruppenaktivitäten. Besuchsverbote in Seniorenzentren und Krankenhäusern, Kitas im Notbetrieb, Kirchenleitungen im Improvisationsmodus. Unterhalb des Radars medialer Aufmerksamkeit haben viele Gemeinden auf der Mikroebene Großartiges geleistet - online wie offline. Seelsorge wurde stark nachgefragt, aber natürlich außerhalb öffentlicher Wahrnehmung. Aber auf der Makroebene verschlug es uns weitgehend die Stimme. Ich empfand die Versuche, die Krise öffentlich theologisch zu deuten und Räume für Klage und Hoffnung zu eröffnen, zu zaghaft. Stattdessen erweckten die Medien den Eindruck, es ginge der Kirche primär darum, den Präsenzgottesdienst zu retten.

Nach anfänglicher Schockstarre wurden wir an der Graswurzelebene verhältnismäßig **schnell kreativ und experimentierfreudig**. Manch eine Gemeinde entdeckte die Nachbarschaftshilfe neu, organisierte bspw. Einkaufshilfen für ältere oder mobilitätseingeschränkte Menschen. Telefonketten für Offliner wurden geschaffen. Pfarrpersonen schrieben Briefe an alleinlebende Gemeindeglieder. Gartenzäune oder Wäscheleinen wurden zu Abholstationen für kleine Mutmacher-Pakete. Pfarrpersonen oder seelsorgerlich ausgebildete Ehrenamtliche waren präsent auf Friedhöfen, um Trauernden Gespräche und Gebet anzubieten. Man hatte Zeit für Spaziergänge durch die Gemeinde. Sie entwickelten sich zu zwanglosen missionarischen Gelegenheiten, weil Menschen dankbar waren für jeden unmittelbaren Kontakt und gern ins Plaudern kamen. Heiligabend-Gottesdienste fanden im Freien statt, z.B. an Feuerkörben oder - wie bei uns im Dorf - im Reitstall, sodass viele Menschen die Weihnachtsgeschichte in einer biblisch authentischen Weise eindrücklich erlebten.

Wir überwandten die Scheu vor der Kamera und verlagerten einen Teil unserer gemeindlichen Arbeit mit verhältnismäßig geringem Aufwand in den digitalen Raum. **Es war die Stunde der Technikfreaks und der Digital Natives** in unseren Gemeinden. Wir erlebten einen großen Zugesewinn an Agilität. 78% aller Pfarrpersonen - so ein Ergebnis der Adhoc-Studie von midi vom Frühjahr 2020 - feierten erstmalig digitale Andachten oder Gottesdienste, um Kontakt zu ihren Gemeindegliedern halten. Oft waren sie am Anfang ein originalgetreues Abbild des Präsenzgottesdienstes. Doch die Lernkurve verlief recht steil. Die Reichweite digitaler Gottesdienste ging besonders während des ersten Lockdowns, in den das Osterfest fiel, signifikant über die kirchlichen Kernmilieus hinaus, pendelte sich später aber wieder auf einem niedrigeren Niveau ein.

Die Pandemie war der **Lackmustest für die Vitalfunktionen** einer Gemeinde. Manche wurden sehr kreativ und haben die Chance zur Wandlung ergriffen, andere hingegen schienen leider zu erstarren und nahezu unsichtbar zu werden. Es muss bspw. zu denken geben, dass sich jede achte Gemeinde entschied, gänzlich auf Heiligabend-Gottesdienste zu verzichten. Sicher spielte dabei die wenig durchdachte und kurz vor den Feiertagen von der Regierung eilig ausgerufenen 'Bundesnotbremse' eine Rolle, aber es zeigt eben auch, dass manche Gemeinden überfordert waren und die staatlichen Maßnahmen für sie vielleicht sogar eine gute Entschuldigung darstellen.

Mit Sorge blicke ich auch darauf, dass die Arbeit mit **Kindern und Jugendlichen**, aber auch mit Senioren und Seniorinnen stark eingeschränkt war. Wir beobachten vielerorts einen nachhaltigen Kontaktverlust; müssen Beziehungen vom Nullpunkt aus neu aufbauen.

Haben die digitalen Gottesdienste Zukunft, je mehr die Pandemie in den Hintergrund rückt?

Von Mai bis Juli 2020 nahmen mehr als 4.000 Pfarrpersonen aus dem gesamten deutschsprachigen Raum an der internationalen **Contoc-Studie** (Churches in times of Corona) teil. Sie gaben an, digitale Formate für die kirchliche Arbeit in Zukunft für unverzichtbar zu halten. Doch inzwischen zeigt sich, dass digitale Gottesdienste für die meisten Parochien mit lokal begrenzter Reichweite lediglich ein guter Ersatz für nicht mögliche Präsenzgottesdienste waren. Diese Annahme bestätigt der am 14. Juni veröffentlichte „**2021 Global Consumer Trend Report**“. (F6) Er zeigt, dass die Deutschen sich darauf freuen, sich nach der Pandemie von ihren technischen Geräten abzuwenden, um wieder zu persönlichen Treffen und Aktivitäten zurückzukehren, bei denen sie ein Gefühl der Zugehörigkeit und der Gemeinschaft verspüren. Die Studie fragte, ob die Verbraucher ihre während der Pandemie erworbenen Verhaltensweisen beibehalten oder zu den vorherigen zurückkehren wollen. Auf einer Skala von -50 bis +50 erzielte das Item „Digitale Gottesdienste“ den größten Negativausschlag von allen Items, nämlich -40. Davon verabschieden sich die Menschen als zuerst.

(F7) Nach Aufhebung der Einschränkungen kehrten viele Gemeinden zu Präsenzgottesdiensten zurück, allein schon des Singens wegen. Es gibt noch keine gesicherten Zahlen, aber einen gefühlten **Verlust von bis zu 30% der Gottesdienstbesucher*innen** im Vergleich zu Vor-Corona-Zeiten. Über ihre Beweggründe können wir nur spekulieren. Haben sie sich gänzlich von Kirche und Glauben abgewandt; vielleicht festgestellt: Es geht auch ohne? Haben sie vor zurückzukommen, aber warten noch ab? Oder bleiben sie Konsumenten digitaler Gottesdienste ohne lokalen Bezug?

Viele Parochien werden es wohl kräftemäßig nicht schaffen, ein **digitales Angebot auf lange Sicht** durchzuhalten. 15% möchten an hybriden Formaten festhalten; d.h. den Gottesdienst live aus der Kirche streamen oder aufzeichnen und später bei YouTube bereitstellen. Ein echtes

hybrides Format erfordert einen gewissen Aufwand an Regie bzw. Dramaturgie, wechselnden Kameraperspektiven usw., das sowohl den Erwartungen der im Raum Anwesenden entspricht als auch denen, die den Gottesdienst in räumlicher Entfernung und/oder zeitversetzt ansehen.

Der badische Oberkirchenrat Matthias Kreplin macht sich aufgrund der begrenzten Ressourcen vieler Gemeinden und angesichts ihrer auf die kirchlichen Kernmilieus begrenzte Reichweite für ein **digitales Angebot innerhalb einer Region oder von der Landeskirche** stark:

„Online-Verkündigungsformate müssen deshalb zukünftig einen selbstverständlichen und eigenständigen Teil kirchlicher Arbeit darstellen. Ihre besondere Stärke ist ihre Orts-Unabhängigkeit. Deshalb sind Online-Verkündigungsformate grundsätzlich nicht an parochiale Strukturen gebunden. Wenn sie als eigenständige Ausdrucksweise kirchlichen Lebens gepflegt werden sollen, dann braucht es dafür zumindest eine regionale, vielleicht sogar eine landeskirchliche Trägerschaft. Die Konzentration auf eine überschaubare Zahl von Teams ermöglicht dann auch, Online-Formate mit guter Qualität zu produzieren.“

Es gibt noch weitere Argumente dafür. Zunächst einmal gibt es im Hinblick auf digitale Gottesdienste landeskirchlicher Prägung einen **Nachholbedarf im Vergleich zu Angeboten aus dem evangelikalen Spektrum**. Wir müssen im Netz mit Gottesdiensten sichtbarer werden. Sie dürfen für alle ein Angebot sein, denen zwar reformatorische Theologie am Herzen liegt, aber das Gemeinschaftsgefühl der Gemeinde am Wohnort nicht so wichtig ist, um sich als Teil einer großen, christlichen Bewegung zu fühlen. Ein weiterer Vorteil ist, dass sie Gemeinden, deren Pfarrstelle vorübergehend oder dauerhaft vakant ist, z.B. im ländlichen Raum, eine gottesdienstliche Grundversorgung bieten. Sie könnten sich in der Kirche versammeln, den Gottesdienst streamen oder zumindest die Predigt, während andere Teile des Gottesdienstes vor Ort gestaltet werden. Ein wachsendes digitales Angebot wird missionarisch sicher Wirksamkeit über die Parochie hinaus entfalten, allerdings auch Wanderungsbewegungen in Gang setzen. Wer mit dem Gottesdienst in seiner Gemeinde unzufrieden ist, für den könnten digitale Gottesdienste zur Alternative werden. Er muss in der Weite des Netzes nur den passenden finden.

Digitale Gemeinden könnten schon bald ein selbstverständlicher Teil ekklesialer Vielfalt sein - also einer Vielzahl verschiedener Ausdrucks- und Sozialformen christlicher Gemeinschaft. Sie sind kein Abbild analogen Gemeindelebens, sondern komplett neue, andersartige Formen. In den sozialen Netzwerken haben sich längst Formate religiöser Kommunikation gebildet, wie etwa die Twomplet - ein regelmäßiges Abendgebet bei Twitter - und um sie herum eine mehr oder weniger verbindliche Community, die nur noch zum Teil eine parochiale Bindung hat und im Netz ihre geistliche Heimat gefunden hat. Hier gerät die Logik selbstorganisierter Netzwerke in Spannung zur Logik des Parochialsystems.

Austausch

(F8) *Welche positiven Erfahrungen nehmen Sie aus der Pandemie mit? Tauschen Sie sich kurz darüber mit ihren Sitznachbarn aus.*

TEIL 2: Jakobs Kampf am Jabbok

Die langen Wochen des Lockdowns boten für Kontemplation reichlich Gelegenheit. Zu Beginn habe ich resümiert: „Jeder Einzelne, aber wir auch gemeinsam als Gesellschaft gehen angeschlagen, aber in mancherlei Hinsicht sogar gestärkt und gesegnet aus der Krise hervor.“ Angeschlagen, aber gesegnet: In keiner anderen biblischen Person ist das so eindrücklich miteinander verwoben wie bei Jakob.

Er rüstet sich für das Wiedersehen mit seinem Bruder Esau. Sie waren zerstritten und hatten sich jahrelang nicht gesehen. Seine Familie und sein Hab und Gut hat die Furt am Fluss Jabbok schon sicher überquert, er aber wird von der Dunkelheit überrascht und muss allein am anderen Ufer zurückbleiben. So schlägt er sein Nachtlager auf und legt sich schlafen. In der Dunkelheit wird er plötzlich von einem Unbekannten angegriffen. Es kommt zu einem Ringkampf. Erst sieht es so aus, als seien Jakob und sein Gegner gleich stark. Doch dann zieht sich Jakob eine Verletzung an der Hüfte zu - eine Behinderung, die ihn fortan sein ganzes Leben zeichnen wird. Er ist geschwächt, aber noch so stark und geistesgegenwärtig, dass er dem Unbekannten, bevor er verschwindet, noch den Segen abzutrotzen versucht. Jakob spricht: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn.“ (Gen. 32,27). Die nächsten Augenblicke vergehen wie in Slow Motion. Der Segen lässt auf sich warten. Der Unbekannte ist nicht erpressbar. Erst gibt er Jakob einen neuen Namen; ja eine neue Berufung: „Du sollst nicht mehr Jakob heißen, sondern Israel.“ Wer Dingen und Menschen einen Namen geben kann, hat Autorität. Israel - das ist eine neue Berufung; eine neue Verheißung. Und dann schiebt er noch eine Begründung hinterher: „Denn Du hast mit Gott und mit Menschen gekämpft, und hast gewonnen.“ In dieser Begründung bleibt etwas Geheimnisvolles. Gibt sich der Unbekannte wirklich als Gott zu erkennen? Zweifelsohne schwingt Respekt und Anerkennung für Jakob mit. Jakob will es genau wissen, und fragt nach dessen Namen. Diese Antwort bleibt ihm der Unbekannte jedoch schuldig. Im Text heißt es: „Warum fragst Du, wie ich heiße? Und er segnete ihn daselbst.“ Und dann lässt der Unbekannte von ihm ab. Plötzlich ist der Spuk vorbei. Die Sonne geht auf und nimmt dem Ort seinen Schrecken.

Jakob bleibt hinkend zurück, allein. Er trägt eine Verletzung davon, aber der unbekannte Angreifer vermochte ihn nicht zu überwältigen. **Eine Erfahrung, die sein Leben für immer verändert.** Sichtbar durch sein Hinken. Aber im Herzen wird diese Nacht am Jabbok zur Gotteserfahrung, für die er zutiefst dankbar ist: „Und Jakob nannte die Stätte Pnuël: Denn ich habe Gott von Angesicht gesehen, und bin doch am Leben geblieben.“

Wo war Gott in der Pandemie?

(F9) Eine **faszinierende, geheimnisvolle Geschichte**. Vor dem Hintergrund der Corona-Pandemie kann sie als Kampf eines einzelnen Menschen mit dem Virus, der ihn hinterrücks überfällt, verstanden werden. Wer selbst die Diagnose bekam oder einen geliebten Menschen hatte, der sich infizierte, wusste nicht, wie der Kampf ausgehen wird. Die psychischen Begleiterscheinungen konnten immens sein, und die möglichen Langzeitfolgen können Menschen ähnlich belasten wie Jakob seine dauerhafte Beeinträchtigung der Hüfte. Bei Jakob, aber auch, wenn wir auf Corona zurückschauen, bleibt im Aufarbeiten des Erlebten etwas offen und unvollständig. Gleichwohl kann dieser Schicksalsschlag zur Gotteserfahrung werden. Häufig bin ich überrascht, dass **Gott seinen Segen in die größten Widrigkeiten hineinlegt**. Dort, wo wir zu scheitern drohen oder meinen, der Weg sei zu Ende, können wir Gottes Liebe, seine Führung und Bewahrung erleben und neu anfangen.

Ein anderer **Deutungsansatz ist gesellschaftlicher Natur**: Die Dunkelheit, mit der der Lockdown unser Leben überschattete, richtet den Blick unserer Gesellschaft neu auf unsere Berufung und hinterfragt unseren Lebensstil, den wir auf Kosten anderer Völker und auf Kosten der Natur aufgebaut haben. Dazu lohnt ein Blick auf den größeren Zusammenhang, in den das nächtliche Ereignis am Jabbok eingebettet ist. Denn Jakob hatte sich einst mit Hilfe seiner Mutter den Segen des Erstgeborenen, der eigentlich seinem Bruder Esau zustand, von seinem erblindeten Vater Isaak erschlichen. Jakob musste vor dem Zorn des Betrogenen fliehen und verbrachte viele Jahre im Exil. Zwar brachte er es dort zu Ansehen und Wohlstand, jedoch zum Preis einer zerrütteten Familie. Nun stellt er sich seiner Vergangenheit. Er, der zeitlebens weggerannt ist, will etwas ins Reine bringen. Er kehrt um und übernimmt Verantwortung. Die Begegnung mit seinem etwas einfacher gestrickten Bruder stand unmittelbar bevor. Er wusste nicht, wie Esau ihn empfangen wird. Wird es ein versöhnliches Treffen?

Der Kampf am Jabbok ereignete sich unmittelbar in der Nacht vor dem Zusammentreffen der beiden ungleichen Brüder. Und wie Jakob kämpft - er war das Kämpfen gewohnt. Er kämpft hier sowohl mit den Schatten der Vergangenheit als auch erneut um den Segen. „Ich brauche Segen“ ist sein Lebensthema. Obwohl er selbst auf eine beeindruckende Lebensleistung zurückblicken kann, weiß er im Grunde seines Herzens, dass er etwas gutzumachen hat. Als inzwischen gereifter Mensch wünscht Jakob sich nichts sehnlicher als endlich nicht mehr kämpfen zu müssen, sondern die Kraft Gottes aus freien Stücken vom souveränen Gott selbst zu empfangen. So wird der Kampf am Jabbok sein letzter Kampf. Aus ihm geht er weder als Sieger noch als Besiegter hervor. Er spürt schon den Frieden im Herzen, der der anschließenden Versöhnung mit Esau vorausläuft.

Womöglich ist die Nacht am Jabbok ein **Bild für die Schwelle, an der unsere westlichen Gesellschaften stehen**: Eine Wiederbegegnung mit dem Teil der Familie Mensch, den wir um seine

Chancen betrogen haben - primär die Völker des globalen Südens. Während der Kolonialzeit haben wir uns in unserer Gier einfach wie Jakob genommen, was wir glaubten, es würde uns zustehen. Ihr Recht auf politische Selbstbestimmung haben die Völker Afrikas, Asiens und Südamerikas inzwischen zwar zurückerlangt, dennoch leiden viele noch immer unter den Spätfolgen der Kolonialisierung. Denn der Raubbau an ihrer Natur durch globale Großkonzerne, die ihren Sitz oft in den USA oder in Europa haben, schreitet fort, um unseren oft maßlosen Lebensstil zu ermöglichen. Und nun belastet der Klimawandel die ärmeren Länder oft stärker als uns, die ihn maßgeblich verursacht haben. **Was haben wir ihnen Versöhnliches anzubieten? Was ist unsere zukünftige Berufung? Wie soll unser zukünftiger Name sein?**

Wir sind Teil einer großen Transformation

Insofern führt die Geschichte von Jakobs Kampf am Jabbok mitten hinein in unsere Transformationsprozesse heute. Es geht um eine **Transformation** des Herzens, eine Transformation unserer Beziehungen und schließlich um eine Transformation ungleicher Verhältnisse. Unser Kopf weiß, dass wir so nicht weiterleben können - doch der Weg ins Herz ist bekanntlich weit. Wissenschaftler sehen einen Zusammenhang zwischen dem Zurückdrängen natürlicher Lebensräume und der Entstehung von Viren, die das Risiko weiterer globaler Pandemie mit sich bringen. Wir verbrauchen derzeit 1,5 x so viele Ressourcen, wie die Erde regenerieren kann. Es gibt Berührungspunkte zwischen Corona und dem Klimawandel. Beide hinterfragen unseren Lebensstil und die Maxime stetigen Wachstums. Corona hat uns eine Ahnung vermittelt, wie tiefgreifend die Einschränkungen sein können, die der Klimawandel verursachen könnte. Gleichzeitig hat der globale Lockdown uns aber auch gezeigt, was möglich ist, um eine Bedrohung abzuwehren, wenn man gewillt ist, gemeinsam zu handeln. Ein nicht unwesentlicher Unterschied allerdings: Corona zwang uns zum unmittelbaren Handeln; der Klimawandel hingegen vollzieht sich zwar merklich, aber über so lange Zeiträume, dass wir den Eindruck haben, wir haben noch Zeit.

Der Klimawandel ist zum Mega-Thema der jungen Generation geworden. Es wird Zeit für eine am Gemeinwohl orientierte, sozial-ökologische Wirtschaftsordnung. Jetzt steht das Zeitfenster weit offen, um die ausgetretenen Pfade zu verlassen, anders zu leben und uns als Kirche stärker mit dieser globalen Bewegung zu verbinden. Unsere christliche Stimme muss in dieser Bewegung stärker erkennbar werden. Ich halte es für möglich, dass die **Schöpfung in den kommenden Jahren auch ins Zentrum kirchlicher Arbeit rückt**. Nicht, um einem Trend hinterherzulaufen, den FFF gesetzt hat, sondern weil wir etwas wieder entdecken, das in Vergessenheit geriet: Der Konziliare Prozess mit seinen Schwerpunkten Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung. In den 1980er Jahren waren es maßgeblich Christinnen und Christen, die gemeinsam mit der damals aufkommenden „alternativen Bewegung“ für eine Welt ohne Atomkraft und Atomwaffen protestierten. Ich selbst komme aus dieser Szene, interessierte mich als junger Mensch für Ökologie und politische Bildung, bevor ich mich mit 17, 18 einen Zugang zum

Glauben fand. Dass diese Themen auch Christinnen und Christen umtrieben, war für mich ein wichtiger Türöffner für den Glauben, der mir ansonsten fremd war.

Die Schöpfung ist noch aus einem zweiten Grund wichtig: **Menschen wollen sich und ihren Körper wieder spüren**. Erlebnisse in der Natur sind das Kontrastprogramm zu einer technisch durchgestylten Welt, in der vor allem unser Kopf gefordert ist. Sie pilgern etwa, meistens nicht aus religiöser Motivation. Sie suchen die Selbsterfahrung, und doch wird der Pilgerweg für Viele überraschend zu einer religiösen Erfahrung. Wir Protestanten sind seit der Reformation eher Kopfmenschen; und so wundert es nicht, dass viele unserer Veranstaltungen Bildungscharakter haben. In dieser Zeit, in der coronakonforme Veranstaltungen besser draußen als drinnen stattfinden können, sollten wir stärker aus dem Häuschen geraten. Wir würden öffentlich sichtbar, der Charakter unserer Zusammenkünfte würde sich ändern und wahrscheinlich würden wir auch andere Leute über die üblichen hinaus erreichen. So bildete sich bei den Missionarischen Diensten in Baden und Württemberg vor kurzem ein „**Netzwerk Wilde Kirche**“. Es vereint ein breites Spektrum von Christinnen und Christen auf einer schöpfungstheologischen Basis, etwa: Kirche im Grünen, die Klimapilger-Bewegung, Wildnis- und Erlebnispädagogen bis hin zu Imkern.

Wir sind geistliche Selbstversorger geworden

(F10) In den zurückliegenden 16 Monaten waren unsere Fähigkeiten zur Selbstorganisation und Selbstverantwortung gefragt. Während die Kirche klassische Formen gemeinschaftlicher Spiritualität kaum bzw. nur digital zur Verfügung stellen konnte, wurden wir geistliche Selbstversorger. Viele Menschen, Christen wie Nicht-Christen, haben sich in den Monaten, in denen es kaum Ablenkung gab, ihrem **Innenleben zugewandt**. Kein Ereignis jemals zuvor ließ Menschen achtsamer für ihre seelischen Bedürfnisse werden. Sinnfragen brachen auf. Das Mantra „Höher, schneller, weiter“ wurde durch ein gestiegenes Bewusstsein für Selfcare und Work-Life-Balance abgelöst.

Spiritualität erlebt ja seit Jahren ein Comeback - Corona war diesbezüglich noch ein Verstärker. Im April 2020 war Nicky Gumble, dem Erfinder der Alphakurse, zufolge der in Großbritannien mit Abstand **am meisten gegoogelte Suchbegriff 'Gebet'**. Not lehrt beten, sagt man. Diesmal dauerte die Not so lange an, dass ein Stoßgebet nicht ausreichte. Was einem Kraft gibt und gut durch den Tag kommen lässt, wurde zum Gesprächsthema in den eigenen sozialen Netzwerken. Menschen suchten nach alltagstauglichen spirituellen Ritualen. Hier haben wir etwas einzubringen, denn wir schöpfen aus einer tiefen Quelle. **Christ-Sein als Lebenskunst**.

Anfragen an die 'Programmkirche'

Corona lenkt unseren Blick nicht nur auf die Gesundheit des Einzelnen, sondern auch auf die Gesundheit von Organisationen, die wir auch als Organismus betrachten können. Schon seit einigen Jahren spüren wir, dass wir innerhalb des bestehenden kirchlichen Systems an Grenzen

stoßen. Die Ergänzungsbedürftigkeit der Parochien, die einen immer schmäler werdenden Ausschnitt der gesellschaftlichen Milieus erreichen, wird immer offensichtlicher.

Unsere Statistik des kirchlichen Lebens ist ein Spiegelbild unserer Veranstaltungen und gibt Auskunft, wie viele Menschen an *gemeinschaftlichen* Formen christlichen Glaubens partizipieren. Diese quantitative Herangehensweise sagt letztlich aber wenig über die Bedeutung *individueller* (Alltags-)Spiritualität aus. Diese entzieht sich kirchlicher Zählungen. Mein Kollege, der Soziologe Daniel Hörsch - übrigens gebürtig von hier - hat das kirchliche Leben während der Pandemie untersucht. Er resümiert: „Wir sind nun genötigt, als Kirche den Rückzug des Religiösen ins Private zu begleiten.“ **Wir wurden Zeuge eines Paradigmenwechsels, nämlich der Verlagerung der Glaubenspraxis stärker in den persönlichen und häuslichen Kontext, in Familien und Freundeskreise, Nachbarschaften und Lebenswelten hinein.** Mancherorts entstanden kleine, geistliche Weggemeinschaften, die Spiritualität und Seelsorge miteinander teilen. Dort war Segen spürbar. In der katholischen Kirche haben diese kleinen Gemeinschaften schon lange einen größeren Stellenwert als bei uns, und werden von beruflich Mitarbeitenden gefördert.

Während also die 'Programmkirche' mit ihren Veranstaltungen durch Corona stark eingeschränkt war, kam die 'Beziehungskirche' in den sozialen Netzwerken zum Vorschein. Während wir vorher oft danach fragten: *Wie machen wir die Kirche attraktiv?*, lautete sie dann: *Wie können wir in dem Kontext, in den Gott uns gestellt hat, Evangelium leben?* So rückten plötzlich neue Orte und die Bedarfe von Menschen ins Zentrum der Kommunikation des Evangeliums. Es ging um Christsein als Lebenskunst und nicht um kirchliche Selbsterhaltung. Wir nahmen aufmerksam wahr, wo Gottes Geist wirkte und uns hinführte. Das erinnert an die irisch-schottischen Wandermönche in frühchristlicher Zeit, die sich in Boote setzen, um sich – Wind und Wetter ausgesetzt - von der Meeresströmung an fremde Ufer treiben zu lassen. Dort, wo sie an Land gingen, sahen sie es als ihre Berufung an, mit den Einheimischen Evangelium auf Augenhöhe zu leben. Es ist die missionale Haltung, die Fresh X zugrunde liegt.

Erleben wir vielleicht sogar die Geburt einer neuen Form von Kirche? – Ein bislang wenig beachtetes ekklesiologisches Modell könnte Vorbild sein, das der emeritierte Bischof John Finney 2011 in einem nur in englischer Sprache erschienenen Buch beschrieb. **Er verglich die irisch-schottische bzw. keltische Missionsweise und Kirchenorganisation der ersten frühchristlichen Jahrhunderte mit der römisch-katholischen.** Im Gefolge weltlicher Macht ging die Kirche im Römischen Reich hegemonial vor, und zwar derart, dass sie in neu eroberten Gebieten zunächst eine rudimentäre Kirchenorganisation mit klarer Hierarchie schuf und sie nach und nach festigte. Irland hingegen war nie Teil des Römischen Reiches. Dennoch gelangte der christliche Glaube schon sehr früh auf die grüne Insel. Die keltische Kirche dort wuchs von unten. Die ersten Missionare integrierten die vorchristliche Spiritualität der Menschen in die christliche Theologie. Die keltische Kirche bestand aus kleinen, locker verbundenen Communities, die das Evangelium

alltagsbezogen lebten und es durch Wandermönche verbreiteten. Zugespißt formuliert: Die Iren gewannen menschliche Herzen für den Glauben, die Römer verfolgten mehr oder weniger eine Strategie der Kolonialisierung. Je mehr Menschen der institutionellen Form von Kirche heute den Rücken kehren, desto mehr könnte die Architektur der Kirche der Zukunft netzwerkartig sein und der frühchristlichen Form der keltischen Christen ähneln.

Von Augustinus ist überliefert: In dir selbst muss brennen, was du in anderen entzünden willst. Dieses entzünden bedarf einer Haltung, die Menschen bewegt, uns ihre Fragen und Erfahrungen *anzuvertrauen* und uns um eine Deutung zu *bitten*. Sie kommt im Leitspruch von Young Life, einer christlichen Jugendorganisation in den USA, zum Ausdruck: *Wir müssen uns das Recht erwerben, gehört zu werden*. Echtes Interesse ist das handlungsleitende Motiv - ohne Hintergedanken, wie sich Kirchenbänke wieder füllen lassen. Im Sinne des Storytelling Raum geben für Geschichten, Zweifel, Unvollkommenes. Zuhören, empathisch nachspüren und Menschen durch die Kunst des richtigen Fragens helfen, selbst auf Lösungen zu stoßen. So können Zuversicht und Selbstwirksamkeit wachsen, tragfähige Glaubensrituale für den persönlichen Alltag entstehen, die uns innehalten und achtsam werden lassen; die zur Kraftquelle werden.

Das kirchenentwicklerische Potenzial der 'Beziehungskirche'

(F11) Die 'Programmkirche' war unsere Komfortzone. Gewiss ist die Versuchung groß, dorthin zurückkehren zu wollen. Aber wir spüren ja: Unsere Veranstaltungen locken weniger Leute aus dem Häuschen als vor Corona. Deshalb lenke ich den Blick auf das kirchenentwicklerische Potenzial der Beziehungskirche in den Lebenswelten der Menschen und in den Nachbarschaften. Ob uns dies jedoch hilft, die institutionellen Abschmelzungsprozesse aufzuhalten, ist fraglich.

Viele Menschen, die bewusst leben, haben einen Coach oder sind offen dafür. Könnte also **Spiritual Coaching & Mentoring** zu einer neuen Zukunftsaufgabe von Kirche werden? – Gewiss nicht in individualistischer Engführung, sondern eingebettet in ein integrales Verständnis von Christsein, das eine Hinwendung 'zur Welt', sprich: zu den Nachbarschaften und Sozialräumen; zu den Marginalisierten einschließt. Eine Transformation der Welt durch transformierte menschliche Herzen und Beziehungen.

Die **Förderung der persönlichen Spiritualität des Einzelnen** im Kontext seiner Biografie beinhaltet, kirchliche Arbeit konsequenter von den Nutzer*innen denken. Ein interessantes Modell ist www.luv-workshop.de. Kein klassischer Glaubenskurs, sondern eher eine Reise nach innen, ein Erfahrungsweg in sechs Etappen, bei dem Achtsamkeit und die Einübung einer individuellen spirituellen Praxis einen großen Stellenwert haben. Eine Art Workout für die Seele. So wachsen Zuversicht und Selbstwirksamkeit.

Wir brauchen dazu eine Haltung des Teilens und der geistlichen Präsenz. Wie das praktisch aussehen kann, möchte ich Ihnen nun veranschaulichen:

Sharehaus Kreuzberg

(F12) Von 2014 bis 2019 war ich bei der Berliner Stadtmission für den Aufbau des Bereichs Bildung verantwortlich. Aber ich hatte gleichzeitig schon immer ein Faible für Experimentelles. Und so ermöglichte ich Sven Lager, Schriftsteller und Lebenskünstler, das Sharehaus zu starten - ein Haus des Teilens. Er hatte die Idee aus Südafrika mitgebracht, wo er einige Jahre gelebt hat. Das Motto: Teilen macht reich. Geteilt wurden Begabungen, Ressourcen, Erfahrungen und Geschichten. Offenheit war ein weiteres Grundprinzip des Sharehauses. Wir mieteten eine etwa 100 Quadratmeter große Ladenwohnung in einem Kreuzberger Eckhaus. Früher befand sich im ersten Raum ein Laden, und in den zwei Räumen dahinter wohnte der Inhaber mit seiner Familie.

Wenn Sven da war und die Temperaturen es zuließen, stand die Tür immer offen. Passanten schauten neugierig rein. Man konnte einfach vorbeikommen. Ich finde diese Haltung des „Ich bin da. Schau einfach rein“ im wahrsten Sinne des Wortes göttlich. Er prägte die Atmosphäre des Hauses durch seine Präsenz. Er wusste um den inneren Raum, den jeder Mensch im Herzen trägt, aber zu dem viele keinen Zugang finden. Aus seinem inneren Raum strahlte es hell. Er hatte die Gabe, sanft zu berühren, was Menschen berührt, und ihnen etwas Kostbares mitzugeben auf ihre Lebensreise.

(F13) Sven verstand das Sharehaus als „**Werkstatt für himmlische Gesellschaft**“. Nichts Fertiges, sondern im Fluss. Keine Gemeinde, sondern ein Open Space für jeden. Zum Mitgestalten. Ein Co-Working-Space. Ein Ort, an dem Geschichten zur Sprache gelangen konnten. Küchenbank statt Kirchenbank. (F14) Das Angebot im Sharehaus entwickelte sich mit den Menschen und ihren Begabungen. Wenn Leute fragten: Was passiert hier?, entgegnete Sven: Was willst Du hier machen? Sven war ein Meister darin, eine Community aus verschiedenen Menschen entstehen zu lassen, sie zu beteiligen und ihre Ideen zu unterstützen. Herzstück der Arbeit waren die sog. Long Tables an einem Abend der Woche. Vorab schrieb er mit Kreide auf eine Schiefertafel draußen am Gebäude mit einem gewissen Augenzwinkern: „Abendmahl für alle! Wir stellen Brot und Butter. Ihr bringt den Rest.“ (F15) Leute kamen, Bekannte wie Unbekannte, Nachbarn, Geflüchtete, Künstler, und bildeten Woche für Woche eine Zufallsgemeinschaft, die miteinander aß und ins Gespräch kam. Sie hatte Anklänge an Lukas 13,29: „Es werden kommen von Osten und von Westen, von Norden und von Süden, die zu Tisch sitzen werden im Reich Gottes.“

Dazu baute Sven eine lange Tafel auf, im Sommer auf dem Bürgersteig vor dem Sharehaus. Passanten setzten sich dazu. (F16) Zu Beginn gab es eine kurze Dinner-Speech von Sven, in der er kurz und prägnant einige Gedanken teilte, die häufig in den Tischgesprächen aufgenommen

wurden. Er predigte nicht, aber schuf fast unmerklich einen heiligen Raum, eine **situative Form von ´Gemeinde`** - aber nicht Gemeinde im klassischen Sinn, sondern eher eine transformierende Gemeinschaft; exemplarisch. Eine Pop-Up-Church, wenn man so will, ohne dass das irgendwo so stand. (F17) Das Sharehaus war verschmolzen mit dem Kontext; ein gelungener Ausdruck inkarnatorischer Theologie. Später ging er einen Schritt weiter und bot Lectio Divina an.

Das Sharehaus wurde zur Keimzelle für das Refugio in Berlin-Neukölln, eine Lebens- und Wohn-gemeinschaft von 40 Menschen aus zehn Nationen – Geflüchtete, Deutsche, Europäer. Das Re-fugio gilt als Modellprojekt für gelingende Integration. Vielleicht kennen Sie die Hoffnungshäu-ser der Stiftung Hoffnungsträger – sie wurden vom Refugio und vom Gedanken des Sharing in-spiriert.

Abschluss: Unsere Narben zeigen

(F18) Bei diesem Shift zugunsten kirchlicher Strukturen an der Graswurzel ist es wichtig, dass wir uns selbst **als Menschen zu erkennen geben, die etwas erfahren haben** (Karl Rahner lässt grü-ßen!) und Seite an Seite mit Suchenden und Fragenden unterwegs sind. Es ist wichtig, dass wir transparent mit unserem eigenen Glauben und unseren Zweifeln umgehen, und eine erkenn-bare persönliche spirituelle Praxis entwickeln, die getragen ist von der Erkenntnis des Sängers Leonard Cohen, von dem folgendes Zitat stammt: „**There’s a crack in everything. That’s, where the Light gets in.**“ - In allem gibt es einen Riss. Genau da fällt das Licht hinein. Zeigen wir den Menschen unsere Narben, wie es Jesus dem Jünger Thomas gegenüber tat, und schaffen auf diese Weise eine Verbundenheit.

(F19) Ich bin sicher: Wenn wir uns jetzt nach Aufhebung der Einschränkungen nicht wieder in unsere kirchliche Komfortzone und die gewöhnliche Veranstaltungskirche zurückziehen, son-derm Beziehungskirche leben, ertappen wir den Heiligen Geist auf frischer Tat.

Danke fürs Zuhören.

Impulsfragen zum Weiterdenken:

- Welche tektonischen Verschiebungen durch Corona haben Sie wahrgenommen?
- Inwieweit wurde der Glaube während des Lockdowns auch in Ihren sozialen Netzwer-ken zum Thema?
- Wie und wodurch hat sich Ihre persönliche Glaubenspraxis und Ihr Glaubensver-ständnis während der Pandemie verändert? Was gab Ihnen Kraft?
- An welcher Stelle hingegen hadern Sie mit Gott in der Rückschau?
- Erzählen Sie einander, welche Idee oder kirchliche Aktion Sie begeistert hat und wa-rum.

- „Ist das Kunst oder kann das weg?“ - Welche Aspekte kirchlicher Arbeit haben sich durch die Pandemie als überflüssig herausgestellt und sollten nun nach Aufhebung der Einschränkungen auch nicht wieder Energie beanspruchen? Wo sehen Sie hingen neue Aufgaben?
- Halten Sie den skizzierten Wandel von der Veranstaltungs- zur Beziehungskirche für zutreffend? Welche Anfragen haben Sie an das Konzept? Wo sehen Sie Ansatzpunkte, um diesen Wandel vor Ort voranzubringen?